



Lisa Kishon-Witasek
SCHNEEWITTCHENS
süße RACHE

Weltbild

Lilith - jung, schön und gescheit und mit einer außergewöhnlichen Mutter gesegnet - will endlich einmal einen Mann haben, der nur ihr allein gehört.
Und sie findet ihren bezaubernden 'Old Man'. Keinen Gedanken verschwendet sie daran, dass dieser sich wiederum nach einer Mutterfigur sehnen könnte.
Damit beginnen tragisch-komische Ereignisse, ein erotisches Kuriosum von zehnjähriger Dauer. Dass diese bittersüße Dreiecksgeschichte dann nur mit einem Paukenschlag enden kann, versteht sich von selbst...

Schneewittchens süße Rache

Weltbild

Die Autorin

Lisa Kishon-Witasek, 1956 in Salzburg geboren, studierte Musik, Germanistik, Philosophie und Sprachwissenschaft in Salzburg, München und Wien. Von 1981 bis 2003 arbeitete sie im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit an den Musikhochschulen in Salzburg und Wien, seit 2003 lebt sie als freie Schriftstellerin in der Schweiz und Wien. Sie war die große Liebe von Ephraim Kishon und seine letzte Ehefrau.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2000 by LangenMüller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-922-2

Es gibt Gesetze, die sich eigenmächtig über uns stülpen.
So wie wir beim Pokern gewinnen, wenn wir im Gelde schwimmen,
und verlieren, wenn wir mit leeren Taschen spielen,
so fliegen uns die Menschen zu, wenn wir sie nicht suchen,
und fliehen, wenn sie spüren, dass wir ohne sie nicht leben können.

Wäre diese große stattliche Frau mit Schuhgröße 42, einem Gang, der an den Radetzkymarsch erinnerte, und einer Reiselust, die mit nichts zu bändigen war, nicht meine Mutter gewesen, dann wäre die Geschichte hier bereits zu Ende. Wahrscheinlich gäbe es dann auch keinen alten Mann, den ich ohne Grund The Old Man nannte. Doch es gab ihn und meine Mutter war meine Ma. Bis heute kann ich mich nicht entscheiden, ob ich Gott sei Dank sagen soll oder um Himmels willen.

Alles begann damit, dass ich meiner Ma zu ihrem einundsechzigsten Geburtstag ein besonderes Geschenk machen wollte. Natürlich hatte es schon früher begonnen. Nämlich mit ihrem sechzigsten Geburtstag. Eigentlich mit allen ihren Geburtstagen, ja noch viel früher, mit meiner Geburt, mit ihrer Geburt, mit der Geburt ihrer Mutter, meiner Oma. Viel viel früher, vielleicht mit Adam und Eva, oder noch früher, mit Adam und Lilith, seiner ersten Frau. Ich weiß nicht, ob es ein Zufall ist, dass ich den Namen seiner ersten Frau bekommen habe und nicht den seiner zweiten oder sonst irgendeiner.

Doch weil meine Ma es immer eilig hatte, rief sie mich nicht mit meinem vollen Namen, sondern Lil, und mir wäre es nicht eingefallen, sie Mutter zu nennen, Mama, Mamili oder Mümü. Ma ist genau richtig für Maria Rosa Ackermann, meine Ma.

Gerechterweise gebe ich zu, dass sich meine Ma trotz aller Eile doch auch die Zeit genommen hat, mir einen Kosenamen zu geben, der sie über die Jahre zusammengerechnet gewiss einige Stunden ihres Lebens kostete. Breitmaulfrosch. Ein langes Wort. Musste ihr wohl sehr wichtig gewesen sein, keine Zweifel aufkommen zu lassen, wofür sie mich hielt. So wie es mir sehr wichtig war, ihr aufs Heftigste vorzuwerfen, dass sie mir mit diesem langen Wort alle meine Komplexe eingejagt hat, die man, wenn man sie einmal hat, kaum mehr los wird. Noch dazu, wenn man in einer Stadt lebt, in der man ohne Komplexe eigentlich gar nicht gesellschaftsfähig ist und nichts zu suchen hat in all den Straßen mit diesen merkwürdigen Namen. Die Straße, in der ich aufgewachsen bin, heißt Alpstraße, so wie Alptraum. Die Straße, in der The Old Man wohnte, Waldbergweg, so wie Rübezahl oder Ziegenbock. Und vielleicht wird es einmal eine Breitmaulfroschgasse geben, nach mir benannt. Warum nicht?

Mit den Jahren fing ich an, aus meinen Komplexen eine gewisse Kraft zu schöpfen und das, was Ma zu mir sagte, nicht nur zu glauben, sondern auch lieb zu gewinnen. Ja es fehlt mir sogar etwas, wenn niemand zu mir sagt, dass ich viel zu viel rede mit meinem riesigen, breiten Mund. Wenn Ma mich als den allergrößten aller Breitmaulfrösche bezeichnete, dann fühlte ich mich zwar immer beleidigt, aber doch auch ausgesprochen stark. Mas Befürchtung, aus mir würde nie etwas werden, konnte ich nie verstehen. »Aus dir wird nie etwas werden!« Warum?

Vielleicht sagte sie es, weil ich ihr schon zu viel geworden war. Auch wenn sie sich bemühte, ihre wahren Gedanken zu verbergen, für mich waren und blieben sie hörbar. Wenn Lil, dachte Ma, hässlicher wäre und stiller und fleißiger, alles wäre viel einfacher, wenn sie mir nicht dauernd im Weg stünde, wenn sie nicht so sexy wäre, wenn sie nicht alle ihre Väter verrückt gemacht hätte. Immer wieder hab ich einen in mich und ins Haus gelassen, nur damit sie eine normale Familie hat. Aber sie, sie hat immer alles zerstört. Weil sie immer alles und alle für sich wollte. Egoistisch, egozentrisch, habgierig, undankbar und mannstoll. Und tut nichts, tut einfach nichts, nichts Wirkliches. Will alles

haben, aber nichts dafür leisten, will essen, aber nicht kochen, will ausziehen, aber zu Hause bedient werden, will ein Auto und ein Handy und alle diese Unnotwendigkeiten, aber nichts arbeiten, will meine Liebe, aber nicht mit mir reisen. Nicht einmal ein Enkelkind schenkt sie mir. Was stellt sie sich eigentlich vor? Hinauswerfen sollte ich sie aus dem Haus! Sofort hinauswerfen! Heute noch, hinaus! Doch wohin mit dieser unmöglichen Person, die nur redet, redet, redet, über das Leben, über die Liebe, über die Männer und andere Dummheiten, obwohl sie meine Tochter ist, die ich von ganzem Herzen liebe ...

Nie hatte Ma bemerkt, dass mir mein Mund, mein großer Mund, seit jeher solche Sachen ins Ohr flüstert. Mein Mund, in der Alpstraße tatsächlich zu einem Breitmaul herangewachsen, lässt sich nicht an- und abstellen, wie ich oder jemand anderer will. Sodass ich in dem Dauertheater, in dem ich lebe, vor lauter Wörtern manchmal gar nichts hören kann, und, noch komischer, obwohl ich so viel rede, ziemlich oft auch nicht gehört werde. Vielleicht redet man ja nicht, um gehört zu werden. Ich habe einmal gelesen, man redet aus Angst vor dem Alleinsein und weil man dem nackten Ich entfliehen will. Redet aus Zeitvertreib und um nicht länger an der Einsamkeit des Herzens zu leiden. Wer redet, habe ich gelesen, ist nicht tot.

Wenn ich Ma solche Gedanken erzählte, sagte sie, ich ticke nicht ganz richtig. Wenn ich dann auch noch meinen Job kündigte, wozu mich mein Breitmaul ziemlich oft trieb, begann meine Ma zu toben. Allein das Wort »Job« störte sie. Sie dachte in Kategorien wie Beruf oder Berufung und hatte ihr Leben lang dasselbe gearbeitet, was ich mit »du spinnst« kommentierte. Woraufhin sie sich als stark und nützlich bezeichnete und mich als schwach und unzuverlässig. Und ich sie einen Roboter schimpfte und sie mich eine Versagerin. Dabei war ich einfach eine freiheitsliebende Persönlichkeit, die die Missstände in gewissen Betrieben und die Armleuchter, die diese Missstände heraufbeschwören, beim Namen nannte. Und außerdem, was sollte ich tun? Schließlich sagte mein Mund nicht nur den anderen, was ich dachte, sondern er sagte auch mir, was die anderen dachten – wie also hätte ich einfach so tun können, als wäre nichts? Schimpfen kann jeder, meinte Ma und redete sich immer tiefer und tiefer in ihre Unzufriedenheit mit mir hinein.

Komisch, aber außer ihr fanden eigentlich alle, ich sei ganz in Ordnung. Und The Old Man, immerhin ein Experte der Frauen, zumindest der Frauenkörper, fand noch viel mehr an mir. Doch Ma sagte immer, ein Breitmaulfrosch sollte besser auf das hören, was die eigene Mutter sagt, denn die eigene Mutter meine es ernst und gut mit ihrem Kind, während die anderen schmeicheln und heucheln und einen dann, wenn es darauf ankommt, voller Schadenfreude im Stich lassen. Und wenn dein Old Man, höhnte sie, dieser alte Opa, dir einreden will, dass er dich nie verlässt, weiß der Teufel warum, weil er dein Breitmaul nicht sieht und hört, weil er dich vielleicht schön findet, so ein Blödsinn, was auch immer, ich kann dir eines sagen: Du wirst schon sehen. Wenn du jemandem glauben kannst, dann nur deiner eigenen Mutter. Mir. Kritik ist immer wertvoller als Lob. Niemand meint es so gut mit dir wie ich. Und wenn ich sage, du tickst nicht richtig, so meine ich es nur gut ...

Umgekehrt verwandelte Ma schon meine leiseste Idee von Kritik an ihr jedes Mal in einen Vulkan der Selbstgerechtigkeit. »Ich habe dich unter Schmerzen geboren«,

behauptete sie, »ich habe dir alles geboten, dass du es nicht angenommen hast, dafür kann ich nichts, ich habe dich viel zu sehr verwöhnt, darum weißt du nicht, was du willst, darum bist du noch immer hier und bringst es zu nichts.«

Wenn ich meine Ma so reden hörte, dachte ich immer: Und wozu hast du es gebracht, liebe Ma? Du bist doch auch nie ausgezogen aus deinem Elternhaus. Ja ja, du reist viel, aber du kehrst immer wieder zurück. Du sitzt genauso fest in dieser Alpstraße wie ich. Und wie ich bist du egoistisch, egozentrisch, habgierig, undankbar und auf deine Art mannstoll ...

Der Unterschied war nur, dass Ma recht hatte. Immer. Obwohl es meistens nur eine Frage der Formulierung war. Zum Beispiel war ihre Habgier eine reine Existenzangelegenheit, meine hingegen eine krankhafte Raffgier. Dabei gab es gar nichts, was ich hätte zusammenraffen können. Denn alles, was wir besaßen, verwaltete Ma. Zugegeben, dass wir noch immer in diesem Haus, im schönsten Haus der ganzen Stadt wohnten, verdankten wir Ma, die zweifellos nicht nur habgierig, sondern auch sparsam und wirklich tüchtig war. Überhaupt muss man eine so hohe, stattliche, kluge, gebildete, selbstbewusste, leistungsstarke, sympathische, verantwortungsvolle und gesunde Frau erst einmal finden, die noch dazu eine Stimme hat, so jugendlich und charmant, dass man sie mit meiner verwechselt. Wirklich eine wunderbare Person, die man eigentlich dauernd loben muss oder wenigstens nie kritisieren, geschweige denn, dass man sie umbringen möchte.

Das Kompliment, das The Old Man meiner Ma gemacht hat, passt ganz genau. »Schön wie Einstein und klug wie ein Blume.« Trotzdem hätte er es sich sparen können, denn dasselbe hatte er schon vorher zu mir und später zu Oma gesagt. Auch wenn wir alle einander in gewisser Weise ähnlich waren, vielleicht weil wir in der Alpstraße wohnten, so ähnlich, dass man uns mit denselben Komplimenten beglücken durfte, waren wir nicht. Seit ich mich erinnern kann war meine Ma nicht zum Spaß am Leben. Jemand musste für mich sorgen, und das war sie. Sie hatte hart gearbeitet, als Nachtschwester in einem Krankenhaus am anderen Ende der Stadt. Die meisten Menschen arbeiten acht Stunden, schlafen acht Stunden und acht Stunden haben sie Zeit für sich selbst. Während ich seit jeher danach strebte, Arbeit und Schlaf zusammenzulegen, um die Zeit für mich zu verdoppeln, war es für Ma nichts Ungewöhnliches, die Zeit ihrer Arbeit zu verdreifachen, überhaupt nicht für sich oder mich zu sein und überhaupt nicht zu schlafen. Nie schimpfte sie auf das Krankenhaus, nicht einmal auf die Patienten. Obwohl sie zugab, dass alle, vom Chefarzt bis zur Putzfrau, enttäuschende Kreaturen waren. Doch sie fühlte sich als ein wichtiges Element, vielleicht als Einzige, die man ehrlichen Herzens bewundern konnte, und war mit Stolz und Genugtuung nie erschöpft. Auch nicht, wenn sie es war.

An die Nachtschwester hatte ich mich mit der Zeit irgendwie gewöhnen können, aber zusammen mit ihrem Namen, Maria Rosa, und vor allem mit dieser Betonung, mit der Oma sie rief, als wäre sie eine Heilige, ging von meiner Ma etwas aus, das mich immer wieder störte. Schrecklich störte. Die Vorstellung, ich könnte einmal in einer Santa-Maria-Rosa-Straße wohnen müssen, alarmierte alle meine Abwehrkräfte, und das war auch der Grund, warum ich nicht nach Italien fahren mochte, denn in Italien wimmelt es von Maria Rosas, und von Heiligen sowieso. Jedenfalls fühlte ich mich vollkommen überfordert,

wenn ich meiner Ma dort begegnete. So wie überall. Ich weiß nicht warum, doch so war es.

Nun aber wusste ich ganz genau, warum ich so aufgeregt war und mir alles noch viel unbewältigbarer erschien als je zuvor. Meine vor Lebenskraft, Sparsamkeit und Tatendrang strotzende Ma war in den Ruhestand getreten und saß nun Tag und Nacht in der Alpstraße, in unserem schönsten Haus in der hässlichsten Gegend der ganzen Stadt. Oma hatte die Konsequenz gezogen. Sie hatte das Haus auf Ma überschrieben und in einer sogenannten Residenz Quartier genommen, wo sie, wie sie sagte, in völlig überheizten Räumen ihr Ende abwartete. Sie träumte von den Eskimos, die, wenn ihre Zeit gekommen ist, in die Eiswüste hinausgehen, erfrieren und von den Wölfen gefressen werden.

Komisch, auch Mas Gedanken kreisten nun darum, dass ihre Geschichte bereits zu Ende geschrieben sei. Doch im Gegensatz zu Oma wartete sie nichts ab, sondern entwickelte eine noch bedrohlichere Aktivität als je zuvor. Jetzt, wo sie nicht nur im Ruhestand, sondern auch die rechtmäßige Besitzerin unseres Hauses war, und aus mir nichts geworden, glaubte sie, dass wir uns endgültig nichts mehr leisten konnten. Außer eines: reisen. Reisen um die ganze Welt.

Trotz allem, was sie dachte und oft genug auch sagte, behauptete Ma, ich sei ihr das Liebste in ihrem Leben. Bis zu den Vorbereitungen für ihren einundsechzigsten Geburtstag habe ich es geglaubt, obwohl mir jedes Jahr der unherzige Gedanke kam, nicht ich, sondern mein Geburtstagsgeschenk für sie sei ihr das Liebste in ihrem Leben. So sehr lebte sie das ganze Jahr darauf hin.

Natürlich war es gar keine Frage, was sie sich zu ihrem einundsechzigsten Geburtstag wünschte. Das Gleiche wie zu all ihren Geburtstagen. Eine Reise. Allerdings wurden diese Reisen, da meine Ma nicht an die Auferstehung glaubte und somit auf die Ewigkeit verzichtete, immer kostspieliger, ich folglich immer panischer. Selbstverständlich war Ma davon überzeugt, dass jede Reise, vor allem jede große Reise, ein Stück Weg zu sich selbst sei, während ich den Eindruck hatte, mit jeder Reise verlängere sich die Alpstraße zu einer Straße, die bald um den ganzen Erdball führte und überall gleich schön und gleich unerträglich war wie zu Hause, nur immer teurer und teurer wurde.

Noch mehr als die Kosten meines Geschenks fürchtete ich die monatelange feierliche Annäherung an das Ziel, während der sich die Kosten zusammenbrauten und jeden Rahmen sprengten. Und jetzt, im Ruhestand, würde Ma nicht mehr nur in der Mitte des Winters Geburtstag haben, wenn die Tage bei uns kurz und nass und kalt sind und man sich nach der Sonne sehnt, sondern überhaupt nicht mehr aufhören zu feiern. Das wäre weiters nicht schlimm gewesen, eigentlich war das sogar eine sehr schöne Vorstellung. Doch meine Ma wollte absolut nicht allein feiern, auch nicht mit jemand anderem, sondern immer mit mir. Und auf meine Kosten. Wozu hatte sie mich denn? Noch dazu, wenn ich in ihren Augen sonst nichts leistete. Da konnte ich sie doch wenigstens beschenken und begleiten.

Ich konnte, aber ich wollte nicht mehr. Als Virtuosa richtiger und wichtiger Entscheidungen hatte ich es nie gewollt, nur immer getan. Im übrigen Leben hatte ich

überhaupt kein Problem damit, meine richtigen und wichtigen Entscheidungen durchzuführen. Vor allem dann, wenn es darum ging, einen Job zu kündigen und den ausnützerischen Armleuchtern meinen schönen Rücken zuzukehren. Und nicht nur den Armleuchtern. Ich war imstande, auch liebenswerten Menschen zu widersprechen, wandte mich ab und zu und wieder ab, mit einem Selbstbewusstsein, das fast schon ein bisschen überheblich wirken konnte. Solange ich ein Zuhause im Hintergrund hatte, war alles ganz einfach. Schwierig wurde es, wenn dieser Hintergrund zum Vordergrund wurde. Dann war es vorbei mit der selbstbewussten Person, und das Kind in mir begann zu herrschen. Das gute Kind, das böse Kind, das launische, das bangende, und vor allem Mas Kind. Und Mas Kind dachte Nein, aber sagte Ja.

Natürlich hätte es anders sein können, aber leider, es war nicht anders. Bestenfalls dachte ich Nein und sagte auch Nein, dann aber geschah doch, was sie wollte, und die Reise fand statt. Auf ihre Kosten, wie sie mir unentwegt vorwarf. Sie merkte nicht, wie tief ich dauernd in meine Tasche griff und mit meinen Nerven zahlte.

Manchmal war ich vor einer unserer Reisen krank geworden, verschwunden, in den Hungerstreik getreten, und war gefahren. Immer wieder wollte ich ausziehen, einige Tausender für ein grausiges Loch hinlegen, nur um nicht mehr zu fahren, aber ich hing an der Alpstraße, an unserem Haus, zog nicht aus und fuhr. Fast jedes Mal hatte ich gedacht, dass ich meine Ma umbringen werde, bevor wir fahren, aber jedes Mal wieder hatte ich sie nicht umgebracht, sondern mich von ihr überreden lassen, fuhr und schwor mir, dass es das letzte Mal sein würde, das allerletzte Mal. Und fuhr wieder.

Doch einmal, das wusste ich immer, einmal werde ich Nein sagen und wirklich nicht mehr fahren, und dann, liebe Ma, wirst du sehen, dass auch deine Macht beschränkt ist, dass letzten Endes jeder allein ist, auch du, das ist furchtbar, einfach furchtbar, und es tut mir so leid, so furchtbar leid, wo du dir doch die Mühe gemacht hast, mich mit Schmerzen auf die Welt zu bringen, und jetzt ist nichts anderes aus mir geworden als ein Breitmaulfrosch. Wäre ich wenigstens ein Hund, ein billiger, treuer, reuiger Hund ...

So wie immer saßen wir bereits ein halbes Jahr vor Mas einundsechzigstem Geburtstag unter dem großen, geschwungenen Messinglüster über die Weltkarte gebeugt. Sommer, Sonntagnachmittag, offene Fenster, und wie immer folgte ich ihrem Zeigefinger. Anders als ihre Füße waren ihre Hände klein und zart, fast kindlich. Doch ihre Wünsche waren wie die Füße, groß und unbarmherzig. Wenn ich ihr das sagte, oder sonst mit irgendeiner Andeutung über ihren Körper und ihr Seelenleben zu reden begann, oder gar fragte, wovor sie flieht, dann winkte Ma sofort ab und sagte den Satz »Man soll sich selbst nicht so wichtig nehmen.«

Auf diesen Satz schien Ma fixiert zu sein. Immer schon, und seit sie im Ruhestand war ganz besonders. Dazu kam noch, dass ihr das Nörgeln und Klagen über mein Nichtstun oder Nichtsrechtstun längst zur Gewohnheit geworden war. Meine Eifrigkeit, mit der ich seit ihrem Ruhestand bei Mochter arbeitete, musste sie lächerlich finden. Wahrscheinlich deutete sie es als Flucht vor ihr. Und vielleicht war es das auch. Ursprünglich. Inzwischen war es das noch immer, aber nicht nur.

Mochter, ein gut aussehender Immobilienhändler in dunklen, flatternden Anzügen und dunklen Poloshirts, solchen, die nur Männer ohne Bauch tragen können, und mit einer